

FREIBURGER RUNDBRIEF

Beiträge zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk im Geiste beider Testamente

1. Niemals vergessen!

Zum 20. Juli¹

Eine Gedenkrede von Otto Küster

Verehrte Hinterbliebene, meine Damen und Herren!

Der Landesrat hat mir die Ehre erwiesen, mir heute das Wort zu geben, damit ich zum Gedächtnis der Opfer und Märtyrer spreche. Ich habe das bisher nur ein einziges Mal vor 7 Jahren getan. Wer selbst nicht aus den Reihen der Verfolgten und Widerstandskämpfer stammt, wer nur einer ihrer beschämten Mitbürger ist, tut gut daran, zu wirken, solange er das kann, und im Sachzusammenhang seines Wirkens natürlich auch zu reden, nicht aber zu reden in feierlichen Räumen und in feierlichen Stunden, als könne er diejenigen ehren, deren stummes Zurückfragen, wo er denn damals gewesen sei, ihm, wenn er versteht, den Mund verschließt.

Eines allerdings kann der Beschämte sagen, was die zu Ehrenden ihm nicht verweisen können: Er kann sagen, daß er sich schämt. Unsere Bundesrepublik hat in all ihrer vitalen Unbußfertigkeit doch auch wieder zu ihrem Oberhaupt einen Mann erwählt, der eben dies für uns alle seinerzeit aussprechen konnte und wollte.

Denken wir aus unserer Nachkriegsgeschichte dieses eine unvermutete Wort von der deutschen Kollektivscham fort, so wäre im Gebraus unseres zeitgenössischen Redens überhaupt nichts hörbar geworden, was die moralische Grundsituation des übriggebliebenen Volkes maßgebend aussprach. Dieselbe Stimme, in ihrer Autorität neu bestätigt, hat nun zum 10. Jahrestag des 20. Juli so etwas wie ein deutsches Staatsbekenntnis zu diesem Tag und zu den 5000 Märtyrern ausgesprochen, deren Name sich mit diesem Datum verbindet. Es war eine offizielle Rede, aber jeder weiß, daß dieser Redner meint, was er sagte. Nur wer im intimen Kreis Aug in Auge mit der gegnerischen Gesinnung ohne Ausbiegungen dasselbe sagt, leistet hiernach noch etwas, das die Präsidentenrede ergänzt. Ich bin mir also des geringen Zeugniswertes bewußt, wenn ich hier unter Gleichgesinnten und im auch schon fast offiziellen Rahmen dieser Feier sage: Mir, einem privaten Deutschen, der am 20. Juli 1944 in die Normandie marschierte, der bei dem Haufen bis zum Ende blieb, der überzeugt war, daß nichts in der Art des 20. Juli gelingen oder auch nur etwas Greifbares nützen könne, und daß uns Deutschen vor dem Zuendebuten und ohne das Zuendebuten kein Heil mehr werden könne, der aber auch weiß, wie sehr ihn die ernsthafte Aufforderung eines Verschworenen, er solle mitmachen, in tiefster Seele erschreckt haben würde, wie sehr ihn der Jammer um Frau und Kind und das Grauen vor Leiden und Tod in öffentlicher Unehre gepackt haben würden, mir jedenfalls, dessen damalige Situation

und Einstellung wohl einigermaßen typisch war, ist es ein Vorwurf, am 20. Juli nicht dabei gewesen zu sein.

Ich glaube an die alten christlichen Grundbegriffe, die ich alle erst kennen gelernt habe, nachdem ich eigene Erfahrungen gemacht hatte, für die ich Begriffe suchte. So glaube ich an stellvertretendes Leiden und stellvertretende Genugtuung. Wenn ich mir unter der Zahl der Märtyrer den herausuche, der sozusagen das von mir Unterlassene für mich getan hat, so wäre es Berthold Stauffenberg, der Jurist und stille Bruder des hochgemuten Kopfes der Verschwörung, der Mann, der nicht an das Gelingen der Sache glaubte und sich doch zu ihr hielt und für sie starb, weil eine Sache mit besserem Glücksstern in dieser Finsternis sich nicht zeigen wollte und weil es ihm besser erschien, es werde ein hoffnungsloser Einsatz gegen den Mordstaat unternommen als überhaupt keiner. Wir haben seit diesem Jahr das Buch, das die Witwe des sozialistischen Propheten und Blutzengen Julius Leber so sorgsam hat ausreifen lassen und das nun wirklich ein deutsches Martyrologium geworden ist². Es wäre würdig und dienlich, wenn nach alter Art ein jeder von uns Verschonten sich daraus einen Hausheiligen erwählte, zu dem, zu dessen stellvertretendem Leiden er eine konsequente Andacht pflegt. Es ist ein milder Büsserstand, denke ich.

Wenn ich vom Büsserstand spreche, zitiere ich die Rede, die ich vor dem Mahnmal für die ermordeten württembergischen Juden vor 7 Jahren hielt. Heute zögere ich fast vor diesem Zitat, aber nicht zu zögern brauche ich zu wiederholen, was laut des damals Gesagten auf alle Fälle zu unserem ernst genommenen Büsserstand gehöre, nämlich der Entschluß, gut zu machen, was noch gut zu machen ist, und der Entschluß, dasselbe nicht ein zweites Mal zu begehen oder begehen zu lassen.

Mit dem ersten Entschluß, gutzumachen, was noch gutzumachen ist, ist es uns seitdem so gegangen, wie man in diesem Kreis weiß. Das fast Unwahrscheinliche ist zustande gekommen: der Sühnevertrag mit Israel. Er hat ein tröstliches Licht und sogar die Farben einer ersinnenden Phantasie in unsere düstere Wiedergutmachungsgeschichte gebracht, und da er ohne Zweifel getreulich erfüllt werden wird, wird die Helligkeit noch wachsen, die von diesem Akt des Sichaufraffens ausgeht. Gelang so das Außergewöhnliche, so ist uns andererseits das Selbstverständliche fast mißlungen: die Wiedergutmachung an den überlebenden Verfolgten als einzelnen. Geben wir uns heute vor den Toten Rechenschaft darüber, so ist einerseits klar, daß für die mißlungene Wiedergutmachung sicherlich nicht das Fehlen der Mittel die Ursache bildet. Andererseits ist

¹ Diese Rede wurde am 16. 9. 1954 vor den Hinterbliebenen der Opfer des 20. Juli 1944 in München gehalten. Ihr Inhalt ist heute nicht weniger zeitgerecht.

² Annedore Leber: Das Gewissen steht auf. 64 Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933—1945. Berlin-Frankfurt a. M. 1954. Mosaik-Verlag.

auch böser Wille nicht das rechte Wort. Schon deshalb nicht, weil zwar das Gute, aber keineswegs das Böse seinen Sitz im Willen zu haben pflegt. Was fehlt, sind Kräfte. Zunächst in dem simplen Sinn, daß die Leute nicht zu finden sind, die die schwierige, verfängliche, isolierte Sache anpacken möchten. Aus den Bonner Beratungen von 1953 bleibt der Eindruck unvergeßlich, wie sich das Ausschußzimmer leerte, wenn das Wiedergutmachungsgesetz aufgerufen wurde, um sich dann wieder zu füllen, wenn das Gesetz über den Vollstreckungsschutz an die Reihe kam, so gewiß dieses nur eine wenig drängende Ziselierarbeit war, und jenes eine elementare Rechtsaufgabe lösen sollte. Aber die Kräfte fehlen vor allem auch in der Brust des einzelnen, der sich, gern oder nicht, mit der Aufgabe abgibt. Sie ernst zu nehmen ist eine solche Strapaze, daß der Arbeiter auf diesem Feld ernstlich fürchten muß, sein Persönlichkeitsbild dabei zu verändern. Man darf nicht allzusehr mit ihm hadern, wenn ihm das nicht geheuer ist und er vorzieht, sich zu der kühleren Haltung bloßer Korrektheit zu stimmen. Hinzu kommt, daß es auch solche Mitwirkende gibt, in deren Gemüt Veränderungskräfte aufstehen und sich ungesehen mit an die Arbeit machen, etwa nach dem Modell: Mir ist es im Dritten Reich bis zum Ende ganz gut gegangen, also kann dieses Reich bis zum Ende keine ganz schlechte Sache gewesen sein, also kann die Wiedergutmachung keine ganz gute Sache sein. Die Folge sind Argumente und Beschlüsse, die auf keinem anderen Feld denkbar wären.

Noch in allerjüngster Zeit bot der Finanzausschuß des Bundesrats zusammen mit den Sprechern der Bundesregierung ein Beispiel dieser plötzlichen Ausschaltung alles gewohnten Denkens, als man sich darauf versteifte, den Verfolgungswaisen, die als Lehrlinge oder Werkstudenten 75.— DM im Monat verdienen, müsse dafür die ganze Waisenrente gestrichen werden, ob schon diese mindestens 100 Mark beträgt und bis zum 2½fachen steigen kann. Finanziell handelt es sich um einen Punkt ohne alle Tragweite, aber figurativ um ein neues Mosaiksteinchen, das die Züge des Gesamtbildes verzerrt. So grotesk wie das Ergebnis war die Begründung. Man verwechselte zwei Dinge, die gewiß noch kein deutscher Beamter jemals verwechselt hat: nämlich die Kinderzuschläge, die er zu seinen Lebzeiten bekommt und die Waisenrenten, die nach seinem Tod seine Kinder erhalten. Diese Fahrigkeit gibt der Wiedergutmachungsarbeit bis heute das Gepräge. Folge einer tief inneren Abgelenktheit, der auch solche unterliegen, die es nicht nötig haben. Es wäre verfehlt, einzelne verantwortlich zu machen, und doch ist der Eindruck vieler Verfolgter verständlich, offenbar sei die deutsche Wiedergutmachung eine Fortsetzung des Nationalsozialismus mit andern Mitteln. Die zerrüttenden und beirrenden Kräfte, die der Mordgeist von damals zu Diensten hatte, sind mächtig geblieben. Wer unsere Wiedergutmachung miterlebt und noch immer nicht an den Teufel glaubt, den darf man wohl der Ziererei bezichtigen.

In der Präsidentenrede zum 20. Juli war, und das war ein bitterer Tropfen in der Freude, von der praktischen Wiedergutmachung nicht die Rede, namentlich nicht davon, daß endlich eine mit wirklichen Vollmachten versehene, allseitig beschickte Kommission, wie sie für das Gesetz über die Hitlerorden erstmals zur Verfügung stand, von höchster Stelle eingesetzt werden solle, um das noch immer verheißene endgültige Wiedergutmachungsgesetz zu schaffen³. Es ist jetzt schon

sehr spät damit geworden. Wir, also diejenigen, die wiedergutmachen wollen, aber nicht können, werden gut tun, nun ernstlich mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es endgültig zu keiner persönlichen Wiedergutmachung, über die man einmal gerne im deutschen Geschichtsbuch nachliest, kommen wird. Ziemlich wahrscheinlich ist es, daß irgendwann noch ein Anfall von Scham und Bestürzung dazu führen wird, daß eine große Summe ungezielt ausgeschüttet wird, nach dem Muster der 5000,— DM, die jetzt schon ein jeder, Mann oder Frau, zu beanspruchen hat, der einmal an der Beendigung irgendeiner Ausbildung verhindert war und diese nicht nachgeholt hat. Diejenigen Opfer unserer schlecht gekonnten Wiedergutmachung, die endgültig leer ausgehen oder sich mit einem Bruchteil ihres Schadens werden begnügen müssen, die trotz dem Satz, daß Unrecht vor Unglück geht, nicht erhalten, was jeder Vertriebene erhält, sie werden sich zu sagen haben, zwar gewiß nicht zu allen Zeiten und gewiß nicht an allen Orten, aber doch immer wieder sei es in der Welt Menschen so ergangen, daß sie nicht gewöhnlichem Unrecht zum Opfer fielen, sondern daß das Böse selbst irgendwo überhand nahm und sie schlug. Für diesen Fall muß der Mensch wohl seinen natürlichen und pflichtmäßigen Entschluß, für sein Recht zu kämpfen, modifizieren. Das höchste Unrecht wird dem bloßen Unglück, das hinzunehmen ist, wieder ähnlich. Ich bin gewiß, die Opfer werden, wenn es dahin kommt, auch diese Einsicht in guter Art vollziehen und den Tag, wo sie die Akten mit den Unterlagen für ihre Ansprüche versiegeln oder verbrennen, in eigentümlicher Fröhlichkeit verbringen. Denn die Opfer des Bösen, kommen sie nun aus dem Judentum mit seinem uralten Beruf zum Leiden oder aus dem deutschen Widerstand, bringen ja in ihrer Grundhaltung zu einem großen Teil etwas mit, was den Gesprächspartner sehr zu bewegen vermag, einen Leidensanstand, der in den Spitzenfällen fast ein Grußverhältnis mit dem Bösen hat, als vermöchten sie auszudrücken, daß sie Gott in jeder Gestalt wiedererkennen. Ich brauche nicht zu sagen, daß dies Leute sein können, die den Namen Gottes nicht einmal mit dem Herzen kennen. Sie wissen trotzdem, daß es das gibt, was in der Bibel die Macht der Finsternis heißt und wovon dort gesagt ist: Das ist eure Stunde. Sie wissen ja wohl auch, daß es nicht die geringsten Seelen sind, die sich das Böse zu seiner Stunde aussucht. Um sie also ist mir nicht einmal so sehr bange. Weniger gut ist mir in bezug auf uns andere zumute, uns, die wir wiedergutmachen wollten und nicht konnten, uns Deutsche im ganzen mit unserer halbbezahlten Rechnung — halbe Leistungen liebt der Himmel ja von jeher besonders. Was birgt der Himmel über Deutschland, unserem wohlgenährten, breitlebenden und Waffenmusik summenden Deutschland?

Nahmen und nehmen wir unseren Büsserstand nach der anderen Seite ernst, daß wir alles tun, damit nicht noch einmal geschehen kann, was geschah?

Die Beobachtungen, aus denen man die Beantwortung auf diese Frage gewinnen müßte, sind so zwiespältig, schillernd und verwirrend, daß kein redlich verantwortetes Urteil möglich ist. Sicher ist, daß wir vor 7 Jahren die Frage, ob alles getan sei, mit viel besserem Grund hätten bejahen können, als wir es heute können. Ich will mich heute auch in Hinsicht auf diese zweite Frage beschränken auf unser Verhältnis zu den

³ Mittlerweile erging vom 29. 6. 1956 das Dritte Gesetz zur Änderung des Bundesergänzungsgesetzes zur Entschädigung der Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung, drei Durchführungsverordnungen hierzu, sowie vom 19. 7. 1957 das Bundesgesetz zur Regelung der rückerstattungsrechtlichen Geldverbindlichkeiten des Deutschen Reichs und gleichgestellter Rechtsträger (BRüG.); ferner die elfte Durchführungsverordnung zum Lastenausgleichsgesetz vom 18. 12. 1956; das Bundesgesetz

über den Aufruf der Gläubiger der IG.-Farben vom 31. 5. 1957, durch welches den ehemaligen KZ-Häftlingen, die in Buna-Monowitz, Heydebreck, Fürstengrube und Janinagrube Zwangsarbeit für die IG.-Farbenindustrie geleistet haben, die Durchsetzung ihrer Ansprüche nach Maßgabe des mit der IG.-Farbenindustrie geschlossenen Vergleichs ermöglicht werden soll (siehe unten S. 89); das Gesetz betr. Verlängerung der Anmeldefrist für BEG-Ansprüche bis zum 1. 4. 1958. Zu erwarten ist noch der Erlass einer Durchführungsverordnung betr. Erhöhung der BEG-Renten (Anm. d. Red. d. Rundbriefs).

Opfern und Märtyrern, und einen weiteren Aspekt dann nur noch berühren. Unser Verhältnis zu den Opfern und Märtyrern ist ja im Hinblick auf unsere Frage nicht etwa eine entlegene Einzelheit. Gegen die Wiederkehr des Bösen, das uns in seinen Fängen hatte, helfen in erster Linie nicht Waffen, Sicherheitssysteme, Institutionen; sondern alles das kann so oder so wirken, je nachdem der Geist unseres öffentlichen Lebens und die Andacht unseres Herzens beschaffen sind, diese beiden unsichtbaren Dinge, die in so erstaunlicher Kommunikation stehen.

Unser Verhältnis zu den Märtyrern ist nicht wirklich in Ordnung. Gerade dieses Verhältnis ist zwiespältig, ja zwiezüngig. Auf Berliner Briefen findet man in diesen Wochen eine Gedenkmarke der deutschen Post in Berlin zum 20. Juli. Aber es liegt nicht einmal ein Gesetzentwurf dafür vor, daß der 20. Juli Nationalfeiertag werde, was doch der 17. Juni so schnell geworden ist. Der Präsident hat sein Staatsbekenntnis zum 20. Juli abgelegt, so wie er auch mitten im Winter nach Bergen-Belsen gewallfahrtet ist. Aber mit seiner Gefolgschaft schon aus dem nächsten Rang der Hierarchie ist es merkwürdig bestellt. Der 20. Juli ist auch der Tag des Falles John geworden, und alsbald hörten wir als Fazit aus Ministermund, künftig müsse ein Mann nicht nur rechtfertigen, warum er Nationalsozialist geworden sei, sondern genau so, warum er es nicht geworden sei. Der Ausspruch ist beirrend und stärkt die Frechen, auch wenn man weiß, daß der Urheber als Nationalsozialist in einem wichtigen Bereich späten, aber dann robusten Widerstand geleistet hat. Ehrt diesen Mann immerhin eine gewisse Unterschiedenheit, so hat andererseits die Weisheit einer deutschen Landesregierung zum diesjährigen 20. Juli den Beschluß gezeitigt, es erscheine als das Beste, an diesem Tag sich überhaupt still zu verhalten. Es kommt auf dieselbe Weisheit hinaus, wenn die Ordenskanzlei in Bonn ihren Segen unparteiisch für und gegen den Widerstand ausschüttet. Die Erklärung des Gesetzgebers, der Widerstand gegen die Gewaltherrschaft sei ein Verdienst um das Wohl des deutschen Staates und Volkes gewesen, klingt hohl, wenn der lebendige öffentliche Geist sich nicht vollkräftig ebenso vernehmen läßt. Freilich wäre es keine Besserung, wenn man versuchen wollte, mit Strafe und Zwang kalten Respekt und formelhafte Bezeugungen zu erzwingen, wo gewachsene Achtung und Andacht allein etwas bedeuten können. Es soll ruhig der Wortkampf mit denen weitergehen, denen die Verbrechen nur eilige Konzessivsätze entlockten, damit sie dann breit dabei verweisen können, wie man eben doch bei denen, die uns von den Mördern befreien wollten, über die Tatsache des Eidbruchs innerlich nicht hinwegkomme; oder wie bezeichnend es eben doch sei, daß der Attentäter nicht einfach die Pistole gezogen, sondern mit der unmöglichen Bombe gearbeitet habe, weil er von der Sache doch auch selbst noch etwas haben wollte. Hergang und Motive, und die Gründe des Mißgeschicks, müssen diskutiert werden; wo das nüchtern geschieht, pflegt es dem Profil der damals Handelnden zugutezukommen. Aber freilich ist der Geist, der vom Kleinen statt vom Großen, vom Zweiten statt vom Ersten, vom Korrekten statt vom Rechten sein Aufheben macht, zu einer wühlenden Gegenmacht geworden.

Halbheiten haben ihre Folgen, und da das Halbe ein Böses ist, bringt es fortzeugend Böses hervor. Wir stehen im Begriff, unser großes Europaprojekt scheitern zu sehen, mit allen Verhängnissen, die das bedeutet; denn wenn unsere Wiederbewaffnung schon unvermeidlich ist, so hätte sie auf europäisch weitaus am ehesten Elemente der Scham in sich aufgenommen, die einiges von dem niedergehalten hätten, wovon uns beim Gedanken an unser Waffenträgertum nicht ge-

rade grundlos graut. Aber wie konnten wir hoffen, Europa zu schaffen, wenn wir es ausschlagen, gemeinsame Gräber zu haben?

Die Gräber der Opfer und der Märtyrer hätten gemeinsame Gräber werden können⁴. Gewiß war das, was die Märtyrer betrifft, für uns mit einer Schwierigkeit verbunden. Wenn unser Blick in der Einfahrt eines französischen Hospitals auf die Gedenktafel fällt, die die Résistance der hingerichteten Krankenschwester gesetzt hat — nun, sie mochte hingerichtet worden sein wegen Verbindung mit dem Maquis, dessen Kampfweise bei uns ein anderes Gedächtnis hinterlassen mußte als der offene Krieg. Aber Schwierigkeiten dieser Art innerlich durchzuarbeiten und sie in Worten und Gesten zu meistern, das eben wäre Ausdruck eines ernstgenommenen Büsserstandes derer gewesen, in deren Namen das Unrecht entfesselt worden war. Statt dessen geht nun durch die deutschen Hinterstuben die interne Aufklärung, selbst Oradour, nun ja, die Exekution der Männer sei gewiß eine harte Kriegsmaßnahme gewesen, aber was die Frauen und Kinder anlange, so wisse man ja jetzt, daß der Brand und die Explosion in der dunklen Kirche die Folge eigener Unvorsichtigkeit gewesen seien. Und wenn das im Dunkeln geflüstert wird, um so öffentlicher beschäftigt uns das Gesetz über die Tragweise der Hitlerorden, und mit keinem Wort setzt sich die Begründung oder irgend eine offizielle Stimme damit auseinander, welche ersten Gegengründe hier beiseitegesetzt werden sollen. Die neue deutsche Wehrmacht will wieder in derjenigen Stufung von Ehre und Ruhm antreten, die ihr der Führer gegeben und hinterlassen hat. Es soll darüber hinweggeschritten werden, daß die Wehrmacht Adolf Hitlers die Männer des 20. Juli ausgestoßen und auf den Platz der Unehre verwiesen hat. Und es soll darüber hinweggeschritten werden, was diese Wehrmacht durchweg hatte ermöglichen müssen und in nicht auszulöschenden Einzelfällen selbst hatte durchführen müssen: die amtlichen Massenmorde im Osten. Ich kann von dem Gedanken an das Ordensgesetz die Erinnerung an jene Nachtwache im Juni 1943 nicht trennen, als der andere Mann unseres Doppelpostens, von dem die Kompanie wußte, daß es mit seiner plötzlichen Versetzung aus dem Osten eine Bewandnis hatte, mich plötzlich anschrie: *Mensch, erschieß du mal Kinder!*

Unser Ernst, unsere Aufmerksamkeit, unsere innerste Zuwendung sind nicht in Ordnung. Es ist *noch* nichts eingerostet und erstarrt, es ist *noch* Bewegung, aber zur Furcht ist mehr Grund als zur Hoffnung. Wenn das Innerste in einem Volk nicht in Ordnung ist, wenn es nicht weiß, ob es seine Märtyrer und Helden ehren oder ablehnen soll, folgt unausbleiblich, daß sich auch die weiteren Schichten seines Gesamtlebens mißentwickeln. So verfolgt der Beobachter mit größter Sorge unsere rapide Rückbildung zum autoritären Geheimstaat. Das Geheime steht in vielfältiger Beziehung zum Bösen. Das Böse bekennt sich nicht zu dem, was es im Geheimen tut; aber gern bekennt es, daß es Geheimen tut. Eine Geheime Staatspolizei, die öffentlich so heißt, ist an sich ein Widersinn; aber das Geheime schreckt mehr als das Bekannte, und so ist das Geheime ein Hauptmittel des Bösen. Noch gibt es keine Stätten, von denen niemand wissen und niemand erzählen darf, wie es dort zugeht. Aber schon weiß jedermann, daß er nicht weiß, von wem er überwacht wird. Es schien nach 1945, wir würden ein Staatsgebäude bekommen von Licht und frischer Luft durchflutet. Seitdem sind

⁴ Im Oktober 1957 wird in Oelde/Westf. ein Ehren- und Mahnmal für die Opfer der beiden Weltkriege eingeweiht werden. Neben den Namenstafeln für rund 1000 gefallene und vermißte Soldaten ist auch eine Tafel angebracht für jüdische Mitbürger mit folgender Überschrift: „Jüdische Mitbürger, die in den Jahren 1933–1945 gewaltsam ums Leben kamen“. Dann folgen die Namen.

viele Fenster mit blindem Glas versehen, viele Mauern mit verschlossenen Türen und herabgelassenen Schaltern eingezogen worden. Waren wir bis 1949 ein Land ohne Staatsgeheimnisse, so plagten uns jetzt schon durch ihre Zahl die Verfahren über verratene Staatsgeheimnisse als Staatsgeheimnisse zweiten Grades. Ja es bleibt geheim, *was* überhaupt ein Geheimnis ist; denn die Gesetze definieren das nicht, sondern setzen es voraus, und was die Gerichte aus dem Begriff machen, steht in geheimen Urteilen, so daß keine Öffentlichkeit, auch nicht die juristische Fachöffentlichkeit über die Entwicklung wachen kann. Es war schon einmal so, in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik, als der Widerstand gegen den sich organisierenden Hochverrat zum landesverräterischen Geheimnisverrat gestempelt wurde. Mit den bloß dienstrechtlichen Geheimnissen, deren Lautwerdenlassen den Beamten disziplinar verantwortlich macht, steht es ähnlich; es ist geheim und muß erraten werden, was eigentlich geheim sei. Die Folge ist angstvolle Vorsicht. Anwachsen des Geheimgehaltenen ohne sachlichen Grund, in den oberen Stufen die Höflings-, in den unteren die Lakaienmiene, gezeichnet von der Mitwisserschaft dessen, was nur die Herrschaft angeht. Aber jeder Geheimnisträger ist in Wahrheit ein Bazillus in einer Volksgemeinschaft.

Im Geheimen gedeiht die Verleumdung. Es streicht ein erster Hauch von Inquisition über unser Land, im strikten Sinn jener Verfahren, in denen Anklage und Zeugen vor dem Angeklagten geheimgehalten wurden und in denen sich Verbrechen verfolgen ließen, die nur im Wahn der Verfolger existierten. Als vor 700 Jahren diese Verfahren Europa überzogen, in einem schrecklichen Rückschritt der Rechtsgeschichte, sollen die Ketzer, die ihre ersten Opfer waren, für das Böse viele Namen genannt haben; einer davon, aus der Bibel gezogen, hieß: Est et non. Auf deutsch etwa: So und Nichtso. Ich sage es, habe aber nichts gesagt. Das ist sehr genau das Signum des Unheimlichen, das heute als eine Vorform des Bösen unter uns umgeht und rasch an Macht zunimmt.

Die Märtyrer, die wir heute ehren, sind angetreten gegen den vollendet bösen Staat, der zugleich der vollendete Geheimstaat war. Weil sie von den ruchlosen Geheimnissen jenes Staates das, was sie wußten, beim Namen genannt hatte, starb in dieser Stadt, zum dauernden Ruhm ihrer Universität, eine blühende Jugend. Das Böse, dessen Erscheinung als geschichtliche Macht für eine unauslöschliche Zeitspanne mit dem Namen Deutschland identisch war, ist besiegt worden durch die Waffen der Feinde und unser innerstes Gebet um Siegerer, gegen die wir äußerlich kämpften. Es ist auf

diese Weise nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden. Es blieb regenerationsfähig, es kann sich wieder zu einem heillos 'gesunden' Ganzen auswachsen, das blitzartig zuschlägt und uns übermannt. Bis zu dem Staat der einsam-kontaktlosen Entschlüsse, des obrigkeitlichen Geheimtuertums, der allzuvielen Geheimnisträger, bis zum Staat der nun fast schon permanent gewordenen Halbherzigkeit und Zwiesüchtigkeit in dem, was den Opfern und Märtyrern entgegengebracht wird, hat sich das deutsche Böse schon regeneriert. Und es ist schon kräftig genug, nach denen zu schlagen, die an seinem Geheimnis zerren; denn das Gute ist in seinem Wesen offenbar, das Böse aber ist ein Geheimnis, wie schon die Bibel sagt, und es ist darauf angewiesen, Geheimnis zu bleiben. Wer kennt sein nächstes Gesicht? Als Ernst Jünger 1940 dem Bösen das Gesicht eines Oberförsters gab, täuschte er nicht nur die Verfolger, sondern gab auch den Mitwissern ein Rätsel auf; denn nach einem Oberförster sah Hitler bei allem gelegentlichen Bemühen um Biederkeit und Volksvatertum doch nicht gerade aus. Aber ob nicht das nächste Böse uns wirklich in vollkommener Biedergestalt einfängt, wer wollte dafür 1954 ein Pfand geben.

Uns, die wir um die Kraft bitten, die Wiederkehr des Entsetzlichen abzuwenden oder andernfalls es doch nicht noch einmal als beschämte Zuschauer zu überleben, uns erschreckt immer wieder der Gedanke, wieviele und was für Männer und Frauen diesem Volkskörper fehlen, weil sie das Märtyrerschicksal auf sich genommen haben. Wir möchten uns wohl trösten an dem alten Glauben, daß jeder, der dem Bösen getrotzt und bis ans Ende beharrt hat, auch an der Kraft des Bösen gezehrt hat, und daß das Blut der Märtyrer der Same echter Menschengemeinschaft ist. Aber wir wissen nichts Verlässliches über die Stärke des Gegners, der nicht von Fleisch und Blut ist. So müssen unsere letzten Entschlüsse, ohne der Hoffnung abzusagen, doch unabhängig von jeder Hoffnung sein. Es können darum doch leuchtende Entschlüsse sein. Ich sehe meinen Hausheiligen Berthold Stauffenberg, der unabhängig von Hoffnungen mittat, über zweieinhalb Jahrtausende hinweg an der Seite der biblischen Männer im Feuerofen. Gott, sagten sie zu dem abgöttischen König, kann uns wohl aus diesem Ofen erretten. Aber wenn er es nicht will, so sollst Du dennoch wissen, daß wir *Deine* Götter *nicht* ehren wollen. Indem wir, in gehärteter Resignation hinsichtlich jeden äußeren Erfolges, dasjenige nicht ehren, was so gebieterisch lockend und drohend geehrt zu werden verlangt, ehren wir die, vor deren unsichtbarem Angesicht wir heute zusammengekommen sind.

2. Das Christusbild in der KZ-Wand

Der 'Pax Christi' (VIII/6), Aachen, entnehmen wir das Folgende:

Oswiecim heißt das Landstädtchen auf polnisch, das unter dem Namen Auschwitz in die Kriminalgeschichte eingegangen ist. Hermann Pörzgen von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ist kürzlich dort gewesen. „Auschwitz, wie es heute ist“, heißt sein Bericht, für dessen Veröffentlichung man der Zeitung Dank wissen muß. Wer im Abstand der Jahre versucht ist, das „Dritte Reich“ zu verharmlosen, dem sollte man diesen Bericht in die Hand geben (vgl. S. 93). Nichts als die Wahrheit steht darin; diese Wahrheit aber ist und bleibt so entsetzlich, daß einem noch nach elf Jahren der Atem

stockt. „Unauslöschlich“ nennt Hermann Pörzgen die Schande. Bei Gott, so ist es! Der deutsche Besucher sah, wie katholische Seminaristen rote Rosen auf dem Hof der Exekutionen niederlegten. Dann „drängten sie in eine winzige, dunkle Kerkerzelle. Hier ritzte Pfarrer Maximilian Kolbe vor seiner Todesstunde ein Christusbild in die Mörtelwand. Man kann es noch gut erkennen. Er opferte sich für einen anderen, Jüngeren, indem er dessen ‚Schuld‘ auf sich nahm“. Das Christusbild in der Mörtelwand bliebe dem christlichen Auge sichtbar, auch wenn es ausgelöscht wäre, denn in jedem der vier Millionen Opfer, Männer, Frauen, Greise, Jünglinge, Mädchen, Kinder, Säuglinge, ist Christus geschunden, erschossen, vergast und verbrannt worden.